

Töne per Tastendruck

Bad.Zeitung
12.12.2003

Dietmar Grether baut Orgeln

GOTTENHEIM (abe). Zwanzig Jahre alt war Dietmar Grether, als er durch den berühmten „Wink des Schicksals“ auf die Idee kam, Orgelbauer zu werden. Heute, 16 Jahre später, hat der Orgelbaumeister seine eigene Werkstatt in Gotthenheim und reist für seine Aufträge durch die ganze Republik.

Er sei gemeinsam mit seinem Freund Thomas Vierlinger im Rahmen einer Kolpingfahrt auf der Oberschwäbischen Barockstraße unterwegs gewesen, berichtet Dietmar Grether, als ihm in der Basilika in Weingarten eine Gabler-Orgel – benannt nach dem renommierten Orgelbauer Joseph Gabler – auffiel. Grether war von der Orgel derart fasziniert, dass er beschloss, eine Ausbildung zum Orgelbaumeister zu machen.

Schnell fand Grether einen Ausbildungsplatz in Endingen und besuchte anschließend ein Jahr lang die Meisterschule in Ludwigsburg. Nach bestandener Meisterprüfung im Jahr 2000 machte er sich selbstständig und zog im Mai 2003 in die Räume im Gewerbegebiet Nägelsee. Diese zu nutzen hatte er allerdings noch nicht viel Zeit, da er fast ein halbes Jahr mit einem Meisterprüfungskollegen an einem Orgelneubau bei Ülde in Westfalen arbeitete.

Der Meister kommt zum Instrument

Insgesamt gebe es in Deutschland ungefähr 200 Orgelbaubetriebe, berichtet er. Viele davon seien im südbadischen Raum angesiedelt, und so müsse man eben auch auf Aufträge in anderen Regionen ausweichen. Ein Auftrag führte ihn bis nach Lübeck und sein Ausbildungsbetrieb hatte sogar Kundschaft in Japan. „Es ist nicht wie bei einem Geigenbauer, zu dem die Leute mit ihrem Instrument hinkommen um es reparieren zu lassen“, berichtet Grether. Man müsse eben dorthin, wo die Orgel steht, um sie zu warten oder zu reparieren.

Oft arbeite er mit ehemaligen Kollegen aus der Meisterschule oder seiner Ausbildungsfirma zusammen, berichtet Grether, denn die Kirchengemeinden, die fast 99 Prozent der Auftraggeber ausmachen, vergäben ihre Aufträge selten an noch wenig bekannte Jungmeister. Da die Gemeinden oft nicht wissen, wen sie mit einer solch komplizierten und teuren Angelegenheit betrauen sollen, gebe es Sachverständige, die in diesen Fragen beraten. Zumeist seien dies Professoren oder Organisten, die entscheiden helfen, welche Art von Orgel sinnvoll für die Kirche ist und wer der Richtige, um sie zu bauen.

Dass hier fachmännischer Rat notwendig ist, leuchtet ein, denn schließlich ist jede Orgel ein Unikat, genau zugeschnitten auf die Räumlichkeiten und Klangverhältnisse vor Ort. Dies muss auch der Konstrukteur bedenken, wenn er einen Plan von dem neuen Instrument erstellt. Sobald dieser fertig ist, wird die Arbeit aufgeteilt: Manche Orgelbaumeister sind auf die Herstellung oder das Stimmen der Pfeifen spezialisiert, andere wiederum kümmern sich um das „Ständerwerk“, also das Gerüst auf dem die Orgel aufgebaut ist.

Grether hat sich vor allem auf den technischen Bereich konzentriert, also auf das Innenleben der Orgel. Dort sorgen Blasebalg, „Windladen“ und „Traktur“ dafür, dass wenn der Organist eine Taste drückt, auch der gewünschte Ton aus der Pfeife kommt.

Zwar seien die Arbeitsgeräte heute moderner, berichtet Grether, aber Funktionsweise und Material seien fast noch genau die selben wie vor 200 Jahren. Der einzige Unterschied sei, dass heute ein Motor die Luft erzeugt, die die Pfeifen der Orgel zum Schwingen bringt. Früher sei es Aufgabe der Ministranten gewesen, den Blasebalg zu treten, wenn der Organist danach klingelte, erzählt der Orgelbaumeister. Dies sei natürlich eine willkommene Gelegenheit gewesen, unbeliebten Organisten im wahren Sinne des Wortes „die Luft ausgehen zu lassen“.